

KILIAN MANNING



SNOW BLIND

WW WIEBERS
VERLAG

Kilian Manning

Snowblind

Ein postapokalyptischer Western

Der Roman *Snowblind*
ist eine Hommage an ›China 9, Liberty 37‹,
geschrieben von Jerry Harvey und Douglas Venturelli.

Kilian Manning

Snowblind

1. Auflage 2018

© 2017 Wiebers Verlag, Berlin

www.wiebers-verlag.de

Alle Rechte vorbehalten. Jede Verwendung des Werkes oder seiner Teile ohne schriftliche Zustimmung des Verlags ist unzulässig.

Titel der Originalfassung:

Snowblind - A Postapocalyptic Spaghetti Western

Deutsche Version von Kalle Max Hofmann

Umschlaggestaltung: Michael Schubert

Mit Schriften von Manfred Klein und Goma Shin

ISBN 978-3-942606-48-6

Herstellung und Druck:

BoD – Books on Demand, Norderstedt

Printed in Germany

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

Inhalt

Prolog	7
1. There Will Be Blood – Es wird Blut geben	9
2. Lady in the Water – Die Frau im Wasser	23
3. The Lion's Den – Die Höhle des Löwen	31
4. Hunted Hunter – Gejagter Jäger	39
5. The Heartbreak Kids – Herzerzerreißende Waisen	39
6. Fatal Attraction – Fatale Begierde	55
7. The Trouble With Women – Immer Ärger mit den Frauen!	61
8. Love On The Run – Liebe auf der Flucht	69
9. Caught in the Act – Gefangen in Leidenschaft	73
10. First Blood – Das erste Opfer	79
11. Dead Man Walking – Ein Toter auf Reisen	93
12. Ways Of Honor – Eine Frage der Ehre	105
13. Half Past Dead – Viertel nach Tod	119
14. Act of Vengeance – Akt der Rache	131
15. On Deadly Ground – Auf tödlichem Boden	139

16. Marked for Death – Im Visier des Todes1	147
17. The Big Chill – Das große Zittern	161
18 Some Like It Hot – Manche mögen's heiß	169
19. Enemy Mine – Geliebter Feind	183
20. Death Wish – Todessehnsucht	195
 SNOWBLIND – Der Film	 201
 Steckbriefe	 212

Prolog

Im Jahre 1968 kam eine Eiszeit über die Welt. Die Weltwirtschaft wankte, Regierungen stürzten und rissen ihre Völker mit sich. Die folgenden Jahre gnadenloser Kälte forderten Millionen Tote. Doch die Menschheit überlebte. Die Individuen entwickelten sich weiter, ihre Körper passten sich durch Mutationen an. Doch im Wesen blieben sie gleich – der Mensch ist immer noch ein wildes Tier.

Kapitel 1

There Will Be Blood



Es wird Blut geben

Clayton Young schaute durch die Gitterstäbe seiner Zelle in den Innenhof der Festung, wo gerade die Hinrichtungen vorbereitet wurden. Eine Truppe von drei Männern wurde mit verbundenen Augen an die Wand gestellt. Clayton kannte sie nicht und sie hatten auch nicht die Körperhaltung von Söldnern oder Schwerverbrechern, ihre bodenlose Angst war deutlich spürbar. Es mussten irgendwelche armen Schweine sein, die dem Gouverneur ein Dorn im Auge waren, vermutlich irgendwelche Künstler, Musiker oder Komiker, die sich kritisch geäußert hatten. Das war eine einfache Art, dem Publikum zu gefallen, denn praktisch jeder, der nicht auf seiner Lohnliste stand, hasste den Gouverneur. Diese Jungs mussten die Gunst ihrer Zuhörer und die paar Silberstücke, die sie neben Lachern und Applaus wahrscheinlich eingesteckt hatten, nun teuer bezahlen. Irgendein mittelwichtiger Lakai in Schneeuniform gab den Befehl zum »Anlegen, Zielen, Feuern« ... und einen Sekundenbruchteil später erinnerten nur noch Blutflecke und ein paar Kerben in der Wand an das künstlerische Oeuvre dieser Jungs. Und für einen weiteren Sekundenbruchteil kreuzte der Gedanke Claytons Bewusstsein, dass ihm in wenigen Minuten das gleiche Schicksal blühen würde. Aber vorher konnte er seinem Lieblingsfeind noch ein bisschen auf die Nerven gehen, deswegen ging er zur Zellentür, die aus einem riesigen Eisengitter bestand.

»Gib' mir nen Schluck Wasser, Jack!« rief er den Gang hinunter, wo Sheriff Jack Palace lässig auf seinem Stuhl hing und eine Zigarre zur Feier des Tages rauchte. »Wozu denn? In weniger als einer Stunde wird deine Leiche eingäschert. Und glaub mir, dann wird dein Mund sowieso trocken sein.«

Was für ein Idiot, dachte sich Clayton, es war Zeitverschwendung. Im Hof gab es jetzt wieder einiges an Getöse, und als Clayton hinausschaute, stockte ihm kurz der Atem. Tasha wurde von ein paar ruppigen Soldaten in Richtung der Wand gezogen und bekam die Augen verbunden. Tja, genau wie den vermeintlichen Künstlern kam auch sie ihr Verhalten nun teuer zu stehen. Clayton hatte keine Ahnung, was ihr dafür versprochen worden war, dass sie ihn verriet. Oder ob man sie vielleicht wirklich er-

presst hatte, vielleicht hatten sie ihre Familie bedroht – jedenfalls hatte sie extrem schuldbewusst und verzweifelt gewirkt, als die Eingreiftruppe des Gouverneurs in ihr nächtliches Tête-à-Tête hereingeplatzt war. Jetzt liefen ihr die Tränen unter der Augenbinde hervor, als sie an der Wand postiert wurde. Und selbst in diesem Zustand war sie immer noch wunderschön, ihre dunkelbraune Haut wirkte so herrlich glatt und ihre schwarzen Locken glänzten trotz einer sicherlich schlaflosen Nacht in einer staubigen Zelle. Clayton verfluchte sich selbst. Wieder hatte sein Schwanz ihn in eine absolut miese Situation gebracht, obwohl er es längst hätte besser wissen müssen. Und diesmal ging es nicht nur ihm an den Kragen. Kurz überlegte er, ob er Mitleid mit Tasha hatte, doch er schob den Gedanken beiseite. Sie wird schon ihren Spaß gehabt haben. Um genau zu sein war der Sex mit ihr immer so gut gewesen, dass Clayton schon überlegt hatte, ob er sich daran gewöhnen wollte. Und das war immer der Anfang vom Ende, das wusste er. Wie konnte er nur so blöd sein, auf die angenehme Unverbindlichkeit der zahlreichen Bordelle im Tal verzichtet zu haben. Wahrscheinlich für den Kick der Eroberung, des Verbotenen, des Gefühls, angehimmelt zu werden ... es war immer das Gleiche. Nun würde er den hilflosen Blick, den Tasha ihm eben noch zugeworfen hatte, bevor sie ihr die Augen verbunden hatten, wohl so schnell nicht vergessen. Schon hart, dass das letzte, was sie ihn ihrem Leben sah, seine Fresse war – auch wenn er wirklich ziemlich gut aussah, ein Mann in besten Jahren, hochgewachsen und gut trainiert, mit einem markanten Gesicht, das den Damen gefiel. Doch war es nicht immer gesund, sich mit ihm einzulassen.

Die Befehle wurden gebellt und die Schüsse peitschten aus den Gewehren, hallten dutzende Male wieder in den kalten Betonwänden der Festung, die sich hoch in den Bergen befand und schwer befestigt war. Clayton riss sich von dem schaurigen Bild los. Dieses Kapitel war nun abgeschlossen, und es war Zeit, nach vorne zu schauen. Auch wenn ihm nicht mehr viel Zeit blieb, wollte er sich auf andere Gedanken bringen und in dieser Zelle gab es nicht viel zu tun.

»Du bist bestimmt schon mächtig aufgeregt, Jack!«, rief er stichelnd seinem Aufpasser zu, der daraufhin genüsslich einen Zug von seiner Zigarre nahm. »Wohl kaum«, erwiderte er, »Abschaum wie dich seh ich doch jeden Tag.«

Damit hatte er Clayton eine Steilvorlage geliefert, denn wenn er eines außer dem Schießen noch beherrschte, war es das Lesen von Menschen und ihrer wunden Punkte. »Ach, und deswegen bewachst du mich persönlich?«, strafte er die Worte des Sheriffs Lügen. Das hatte gesessen – Jack packte sein Gewehr und einen Blechnapf, der am Rande des Zellenblocks stand, und kam bedrohlich auf Clayton zu. Insofern so ein abgebrochener Gartenzwerg von vielleicht einem Meter fünfundsechzig überhaupt bedrohlich sein konnte. Überhaupt hatte der Sheriff schon bessere Zeiten gesehen – er wirkte wie kurz vor dem Rentenalter, dabei war er vermutlich erst Mitte fünfzig. Er hatte immer noch die Statur eines Boxers, stämmig und muskulös, dazu die typische, platte Nase. Doch Jahre im Dienste des Gouverneurs ließen einen Mann vorschnell altern, wenn nicht sogar brechen.

»Was wolltest du haben? Wasser?«, krächzte Jack und Clayton nickte lässig mit dem Kopf. Durst hatte er schon. Doch mit der Grimasse eines ungezogenen kleinen Kindes klatschte ihm Jack den Inhalt des Napfes ins Gesicht und fing dann aus voller Kehle an zu lachen. Clayton zuckte nicht einmal, unbeeindruckt ließ er das Wasser seine lange, blonde Mähne hinab perlen. Mit diesem vermeintlichen Gag hatte Jack sein sonstiges Niveau noch unterboten und das würde Clayton mit keiner Reaktion würdigen.

Das war auch nicht nötig, denn in diesem Moment kam Jacks junger Hilfssheriff Frank Holden hereinspaziert. Wie immer tat er so, als wäre er in Eile oder anderweitig wichtig. War er ja auch, als kleine Schlampe des Sheriffs. Manchmal fragte sich Clayton, ob die beiden eigentlich so ein Vater-Sohn-Ding am Laufen hatten, oder ob mehr dahinter steckte. Nun machte der Kleine auch noch die Klappe auf und versuchte, dabei möglichst cool zu wirken. »Sie sind so weit«, verkündete er.

Ein weiteres Grinsen umspielte Jacks Lippen, nun war es endlich so weit. Er versuchte, seine Gefühlsregung unter Kontrolle

zu bringen und wieder gefährlich zu wirken, wobei seine Schrotflinte tatsächlich ein guter Argumentationsverstärker war.

»Geh zurück! Mach Platz!«, herrschte er Clayton an, wobei er mit dem Schießprügel in seine Richtung wedelte. Clayton tat, wie ihm geheißen, denn er würde deutlich lieber von einem Erschießungskommando umgebracht werden, als von diesem Versager. Den Gefallen würde er ihm auf keinen Fall tun, also trat er zwei Schritte zurück und hob die Hände, während Frank die Zellentür aufschloss.

»Vorsichtig, Junge!«, mahnte Jack seinen Untergebenen, und nachdem sich Clayton bereitwillig die Handschellen hatte anlegen lassen, dirigierte Jack ihn unter weiteren Schreien ruppig nach draußen.

Im Hof peitschte ihm ein kalter Wind entgegen, die allgegenwärtigen, leichten Schneeflocken führten einen wilden Tanz auf. Zu Claytons Leidwesen salutierte der Lakai, der bis eben noch die Hinrichtungen ausgeführt hatte vor Jack und zog sich dann zurück, während die anderen Wachen und Schützen eine Reihe bildeten. Das konnte nur eines bedeuten: Eine dieser pathetischen Reden stand bevor!

Clayton verdrehte die Augen. So hatte er sich seine Beerdigung nun wirklich nicht vorgestellt. Als Frank ihm eine Augenbinde anbot, lehnte er mit einem mitleidigen Kopfschütteln ab. Er wollte seinem kommenden Schicksal fest ins Auge blicken – außerdem wusste er, dass die Augenbinde eigentlich mehr den Schützen half, als den Opfern.

Jack schritt inzwischen die Reihen der Soldaten ab und erhob seine kratzige Stimme: »Männer! Heute habt ihr das Vergnügen, Clayton Young, diesen verbrecherischen Dreckssack, in einen Klumpen totes Fleisch zu verwandeln.«

Irgendwie konnte Clayton seine Worte immer noch nicht ernst nehmen, zu deutlich registrierte er das Zittern in Jacks Stimme, der so aufgeregt war, dass er gar nicht wusste, ob er seine Männer oder Clayton anschauen sollte, auf dem sein Blick immer wieder hängenblieb.

»Ein ehemals virtuoser Meisterschütze, der von einer Schlampe und Hure in die Knie gezwungen wurde«, fuhr er fort,

bis er endlich stehenblieb und sich nun endgültig Clayton zuwandte. »Irgendwelche letzten Worte der Weisheit, die du loswerden willst?«, bot er großzügig an. Eine weitere Chance für Clayton, ihm eine reinzuwürgen, und natürlich ergriff er diese Möglichkeit: »Ja. Wenn du die Chance hast, jemanden zu erschießen – dann schieße, und quatsch nicht rum.«

Jack konnte diese Frechheit kaum glauben – andererseits war die Frage, was er großartig erwartet hatte. Etwa ein Winseln um Gnade? Lächerlich.

Mit neu entfachtem Furor wandte sich Jack an das Erschießungskommando: »Männer! Legt an!«

Jetzt wurde es langsam ernst. Zeit für ein paar letzte Gedanken, dachte Clayton. Aber was gab es da schon groß zu bedenken? Er war mit sich selbst im Reinen. Das Leben in dieser Scheißwelt war einfach undankbar und er hatte nach seiner arm-seligen Kindheit das Beste daraus gemacht – sein Ziel, zu einem der besten Schützen der bekannten Welt zu werden, hatte er erreicht. Von daher war es eigentlich ganz in seinem Sinne, wehrlos von einem Exekutionskommando kalt gemacht zu werden, anstatt in einem ehrlichen Duell zu unterliegen. Das war doch wirklich ein feiner letzter Gedanke, auf den Clayton tatsächlich ein bisschen stolz war.

In Jacks Augen blitzte inzwischen der Hass, als er das nächste Kommando gab – »Zielen!« und er wusste, er stand direkt vor der Erfüllung eines lang gehegten Traumes. Doch das »Feuern« blieb ihm im Halse stecken, als plötzlich ein Trupp Elitesoldaten des Gouverneurs fast wie aus dem Nichts aus dem Nebel auftauchte und die Waffen auf die anwesenden Soldaten richteten. Die schauten fragend den Sheriff an, während sich die Läufe ihrer Waffen bereits senkten. Noch bevor Jack reagieren konnte, trat Marschall Phillip Clarke aus der Phalanx seiner Männer hervor: »Nicht schießen! Waffen runter!«

Die Anwesenheit dieses Hünen, dessen dunkles, vernarbtes Gesicht in starkem Kontrast zu seinem taktischen Kampfanzug in weißem Schneetarn stand, einem bestens erhaltenen und deswegen sündteurem Relikt aus der alten Welt. Innerlich tobte es in Jack, er wollte sich in dieser Stunde des Triumphs nicht um

seinen Erfolg bringen lassen. Doch eine gescheite Reaktion wollte ihm nicht einfallen, also brüllte er einfach nur vollkommen außer sich »Was?!?«

»Runter mit den Waffen! Mister Young kommt mit uns!«, bekräftigte der Marschall seinen Befehl.

»Sind sie irre?«, keifte Jack, als er sich etwas gefangen hatte, »Das melde ich dem Gouverneur!« Genervt machte der Marschall eine Geste über seine Schulter. »Sie können gerne mit rauf kommen und es ihm selbst sagen«, grunzte er. Nun entgleis-ten Jacks Gesichtszüge endgültig, das war alles zu viel für seinen begrenzten Verstand. Atemlos japste er: »Der Gouverneur ist HIER?!?«

* * *

Als die Entourage den Kommandoraum der Festung betrat, der aus einem schmalen, aber extrem breiten Aussichtsfenster einen herrlichen Blick über die majestätischen Gipfel der Umgebung bot, erhob sich Gouverneur Bhavesh Lafort von seinem Stuhl. Das in der nackten Betonumgebung völlig deplatziert wirkende Büro war eine Sammlung aus herrschaftlichen Altwelt-Gegenständen von unschätzbarem Wert, auch wenn Clayton sich sicher war, dass der glänzende Chromsessel mit Rollen daran optisch nicht zu den schweren Eichenschränken voller Unterlagen passte. Jemand hatte ihm mal gesagt, dass auf solchen sogenannten Bürostühlen einst Horden von Bleistiftschwingern vollkommen belanglose bürokratische Aufgaben bewältigen mussten. Damals also ein Allerweltsgegenstand, doch das war egal. Viel war nicht übrig geblieben von damals, und speziell gut erhaltenes Plastik war fast mehr wert als Gold, da die Geheimnisse seiner Herstellung mit der alten Welt untergegangen waren, oder sollte man besser sagen: eingefroren.

Clayton musste allerdings zugeben, dass der Gouverneur mit seinem schlanken, hochgewachsenem Körper, der tänzelnden Körperhaltung eines Schwertkämpfers und seiner traditionellen Kleidung des heute geografisch unerreichbaren indischen Sub-

kontinents dem zusammengewürfelten Ensemble einen gewissen Glanz verlieh.

»Hereinspaziert, Mister Young!«, grüßte er freundlich, wobei er ein Dokument vom Schreibtisch aufhob. »Wer hat Sie denn zu dieser Party eingeladen?«, erwiderte Clayton überrascht. Die gute Laune des Gouverneurs machte ihm fast mehr Sorgen als das Erschießungskommando im Hof.

»Ich bin bloß hier, um ihnen ein kleines Abschiedsgeschenk zu übergeben«, erklärte Lafort und trat einen Schritt auf Clayton zu, wobei er ihm das Dokument überreichte.

»BEGNADIGUNG« stand in großen Lettern in der Titelzeile. Clayton runzelte die Stirn. Das konnte nur eines bedeuten – der Gouverneur hatte Pläne für ihn, und diese Pläne konnten sich nur um Claytons herausragendste Fähigkeit drehen.

»Sieht mehr nach einem ›Willkommen zurück‹ aus«, folgerte er. »Wen soll ich umbringen?« Der Gouverneur hob die Augenbrauen, erfreut über Claytons schnelle Auffassungsgabe. Er hatte schon viel über diesen Mann gehört, gelegentlich hatte er ihm sogar Unmut bereitet. Doch Lafort ging davon aus, dass Clayton seiner Personalabteilung eigentlich einen Gefallen tat, wenn er seine Mitarbeiter umbrachte – denn die waren in diesem Fall ihr Geld ganz offensichtlich nicht wert. Also antwortete er wahrheitsgemäß und freimütig: »Matthew Saberneck«, als wäre dieses Ziel das normalste der Welt.

»Ist der wirklich zu groß für all' deine Jungs hier?«, fragte Clayton gelangweilt. Der Gouverneur musste wieder an einen Clayton Young in der Rolle des Personalchefs denken und deswegen kurz grinsen – sehr zum Missfallen der Umstehenden, deren Ehre Clayton verletzt hatte. Natürlich war es auch im Sinne des Gouverneurs, die Stärke seiner Truppe nicht herunterzuspielen, und so holte er tief Luft, um zu einer längeren Erklärung anzusetzen: »Meine Organisation funktioniert nicht durch reine Manpower. Meine größte Waffe sind Informationen«, schwadronierte er. Claytons Gesichtsausdruck verriet, dass er davon wenig überzeugt war. »Indem man Logik mit lückenlosen Daten kombiniert, kann der Ausgang jeder Situation

vorhergesagt werden«, fuhr der Gouverneur fort. »Die Tatsache, dass Sie jetzt vor mir stehen, ist der beste Beweis dafür.«

Da hatte er tatsächlich nicht ganz unrecht, doch das ließ sich Clayton natürlich nicht anmerken. »Aha«, murmelte er stattdessen mürrisch und rollte beiläufig den Vertrag zusammen. Dann holte er zum Gegenschlag aus – bestimmt konnte er aus dieser Situation einiges an Kapital schlagen. »Scheint so, als ob Saber-necks Tod ein bisschen mehr wert ist, als mein Leben«, pokerte er. Schließlich war Matthew Saberneck eine Legende, und auch wenn er sich bereits dem Hörensagen nach auf sein Altenteil zurückgezogen hatte, war er sicherlich immer noch kein leichter Gegner – sonst würde der Gouverneur bestimmt keine Hilfe aus dem Todestrakt seiner Bergfestung anheuern. Doch der große Diktator setzte nun ebenfalls sein Pokerface auf.

»Ich muss zugeben, bis jetzt bin ich nicht von Ihrem legendären Ruf überzeugt«, forderte er Clayton heraus. Der musterte inzwischen die Umstehenden – Jack mit seiner Schrotflinte und den nervigen Frank, der ihm ein bisschen zu demonstrativ seine rostige Beretta ins Gesicht hielt. Der Junge hatte Schiss, das konnte man in der Tat riechen. Die anderen Soldaten, inklusive dem Marschall und seiner Truppe, hielten sich im Hintergrund. Die Sache hier war offensichtlich unter ihrem Niveau. Für Clayton war das Ziel also klar. Den Vertrag hatte er inzwischen so fest zusammengerollt, dass seine Knöchel schon weiß hervortraten. In einer ruckartigen Bewegung entlud er seine Anspannung in Richtung Frank und rammte ihm die spitz zulaufende Papierrolle in die Hand, so dass die Haut am Handrücken blutig aufplatzte. In einer flüssigen Bewegung ließ er das Papier los, und schnappte sich Franks Waffe, als der den Griff um diese lockerte, ließ sie herumwirbeln und richtete sie direkt auf den Gouverneur – der Lauf war nur wenige Zentimeter von dessen Gesicht entfernt, so dass er direkt in die Mündung starrte. Während der verdutzte Frank noch zurücktaumelte und die Schmerzen in seiner Hand wohl noch gar nicht richtig registrierte, rissen die anderen Anwesenden bereits ihre Waffen hoch und legten auf Clayton an. Die Spannung im Raum war beinahe greifbar, doch den Gouverneur schien das alles gar nicht zu be-

eindrucken. Im Gegenteil, er feixte innerlich, denn er hatte genau die Bestätigung bekommen, die er brauchte – dieser Clayton Young war ein verdammt guter Fang und würde ihn endlich ans Ziel seiner Träume bringen.

»Tut mir leid, dass ich Sie so auf die Probe stellen musste«, sagte er entsprechend gütig. Seine Entspanntheit schien Clayton tatsächlich ein ganz kleines Bisschen zu verwirren. Von daher fuhr der Gouverneur fort: »Es ist aber so: eine Legende ersetzt keine harten Fakten. Sie entstehen aus einer Mischung von Mythen, Mundpropaganda und Übertreibungen.«

Er ließ die Worte kurz sacken, doch Clayton hielt ihm immer noch drohend die Pistole ins Gesicht. Das Adrenalin machte ihn vielleicht etwas begriffsstutzig, schloss der Gouverneur. »Deswegen bin ich hier«, fuhr er fort, »ich brauche harte Fakten, um meine Macht auszuüben.« Hier unterbrach er sich, vielleicht war es nicht allzu weise, Fremden kompletten Einblick in seine Führungsstrategie zu geben – und Claytons verkrampfter Gesichtsausdruck verriet ihm, dass es Zeit war, eine Sprache zu sprechen, die so ein von Testosteron triefender Pistolero verstand. »Was ihre Sorge über Saberneckes Wert angeht«, setzte er an, »vielleicht könnte da ein bisschen Silber die Differenz ausgleichen? fünfhundert jetzt, und fünftausend wenn der Job erledigt ist!«

Damit hatte er Claytons Aufmerksamkeit. Er hob abwägend eine Augenbraue, und ließ die Waffe dann blitzschnell herumwirbeln – eine motorisch beeindruckende Darbietung, die sicher dazu gedacht war, Lafort einen Schrecken einzujagen. Doch der badete immer noch in seiner Selbstsicherheit und verstand die Aktion sofort als das Zeichen, auf das er gewartet hatte: Er war am Ziel. Breit grinsend packte er die Waffe am Griff, wobei er deutlich ein besonderes körperliches Merkmal zur Schau stellte: Der Mittel- und Ringfinger der rechten Hand waren seit Geburt zusammengewachsen. Einer der Gründe, warum Schießen nie so wirklich seine Sache gewesen war und er sich stattdessen dem viel feinsinnigeren Studium des Schwertkampfes zugewandt hatte – ein Pfad, der durch sein stets am Gürtel getragenes Katana-Schwert für jedermann deutlich sichtbar war.

Mit einem Nicken des Kopfes veranlasste Lafort seinen kurzgewachsenen Handlanger Jack, Claytons Handschellen zu öffnen. Er überlegte kurz, dem tölpelhaften Deputy Frank seine Waffe wiederzugeben, doch er wollte dieses blasse Häufchen Elend, das den Blick nur noch angstvoll zu Boden richtete, lieber noch ein bisschen zappeln lassen.

Young rieb sich die Handgelenke, nachdem er von den Fesseln befreit war.

»Ich dachte, Saberneck arbeitet für Sie?«, stellte er fest. »Hat er«, bestätigte der Gouverneur freimütig. »Hat wohl nicht so richtig gepasst«, schloss Clayton aus dieser knappen Antwort, was der Gouverneur mit einem wohlwollenden Nicken quittierte. Die beiden Männer hatten auf jeden Fall eine gemeinsame Basis der Kommunikation.

Doch bevor es irgendjemand anders im Raum ahnte, spürte der Gouverneur eine explosiv aufflammende Energie – sie wurde von Clayton ausgestrahlt, der plötzlich innerhalb eines Sekundenbruchteils seine gesamte Muskelkraft mobilisierte, und Lafort wusste auch sofort genau, in welche Richtung er sie fokussierte. Mit einem blitzschnell ausgeführten Schwinger gegen Jacks Kinn schickte er den Sheriff auf die Bretter. Frank war geschockt, der Marschall entrüstet, aber der Gouverneur grinste nur.

»Ich glaube, Jack braucht ein bisschen Wasser«, stellte Clayton trocken fest und rundete damit seinen Triumph ab. Er war wirklich ein Mann ganz nach Laforts Geschmack.

* * *

Wenig später kamen der Gouverneur, Clayton und Marschall Clarke im Innenhof der Festung wieder zusammen. Dem Quartiersmeister war befohlen worden, Claytons beschlagnahmtes Motorrad – eine antike Yamaha 500 in halbwegs fahrbereitem Zustand – sowie seine anderen Habseligkeiten bereitzustellen. Clayton machte sich gerade bereit für seine Rückkehr ins Tal; er legte seine schwarze Kleidung und ebenso dunkel gehaltene Ausrüstung an. Das war die ewige Provokation der erfahrensten

Gunfighter: im ewigen Weiß dieser kalten Welt die perfekte Zielscheibe zu bieten und trotzdem ein Feuergefecht nach dem anderen siegreich zu überleben.

Clayton zog die zahlreichen Riemen und Holster fest und ließ sich nicht davon stören, dass der Marschall auf einmal seine tiefe Stimme erhob: »Seine Ranch liegt hinter einem Ort namens China«, beschrieb er Saberneck's Aufenthaltsort. »Fahren Sie nach Liberty und von dort nach Südwesten. Sie finden sein Land dort hinter ein paar heißen Quellen«

Clayton hörte nur mit einem Ohr zu, denn er tastete seine Satteltasche ab – ein entscheidendes Utensil fehlte. In diesem Zusammenhang hatte der Gouverneur nun seinen großen Auftritt: »Und Mister Young«, setzte er theatralisch an, »ich glaube, Sie brauchen das hier.« Mit diesen Worten übergab er Clayton seine Pistole, einen schwer modifizierten Colt 1911. Viele Teile waren durch Leichtbau ersetzt, sie hatte ein im dunkeln schwach leuchtendes Visier und natürlich ein erweitertes Magazin. Das beeindruckendste Bauteil aber war der ausladende Kompensator am Lauf, der die Waffe deutlich martialischer aussehen ließ und dabei noch Rückstoß und Mündungsfeuer dämpfte. Der eine oder andere Möchtegern würde vielleicht behaupten, damit wolle Clayton andere Dinge kompensieren, aber diese Leute lebten meist nicht sehr lange.

Grinsend betrachtete Clayton das gute Stück, ließ es dreimal um seinen Zeigefinger wirbeln und dann in einer zackigen Bewegung in seinem Holster am Oberschenkel verschwinden. Als nächstes stieg er auf seine Maschine, doch der Gouverneur war noch nicht fertig. »Denken sie immer dran, Mister Young: Ich habe überall meine Leute«, warnte er. Eigentlich war er ein Idiot, dachte Clayton – es war in den letzten zehn Jahren niemandem gelungen, ihm nahe zu kommen, und nach diesem beinahe katastrophalen Fehltritt würde er so schnell nicht wieder nachlässig werden. Ihm wurde also quasi die Freiheit geschenkt. Doch auf der anderen Seite waren die 5000 Silberstücke die Chance, auf die er schon lange gewartet hatte – mit diesem Geld würde er sich endlich absetzen können. Saberneck hin oder her.

»Ich komme in drei Tagen in ihr Büro in Liberty«, kündigte er deswegen selbstsicher an. »Halten sie das Geld griffbereit!« Der Gouverneur stellte wieder sein typisches, süffisantes Grinsen zur Schau und mehr Zustimmung brauchte Clayton nicht. Er ließ einmal den Motor aufheulen, um ihn gegen die Kälte zu stählen, dann ließ er die Kupplung springen und dadurch Lafort und Clarke in einer Wolke aus Abgasen und Schneematsch zurück. Die beiden Männer sahen ihm hinterher, wie er durch das Tor der Festung brettete – Lafort in guter Hoffnung, Clarke in purer Verachtung. Was dachte sich sein Meister nur dabei? Und warum ließ er diesen Wilden auch noch über den wichtigsten Missionsparameter im Unklaren?

»Sie haben gar nichts von ihr gesagt?«, stellte er Lafort ungehalten zur Rede, doch der winkte bloß gelangweilt ab. »Clayton Young ist keiner ihrer Männer, Marschall«, erklärte er dem Marschall mit spitzer Zunge, »er würde niemals eine Frau töten!«

Kapitel 2

Lady in the Water



Die Frau im Wasser

Die Reise in die Hauptstadt Liberty, in der der Gouverneur seinen Regierungssitz in einem befestigten, alten Rathaus hatte, verlief für Clayton ereignislos. Er wusste, dass seine Maschine eher baufällig als leistungsstark aussah – doch das war zu einem großen Teil pure Show. Es war alles eine Frage von Vorbereitung und Wartung, und so waren alle tragenden Teile verstärkt, wo es nur ging – während Motor und Mechanik auf Haltbarkeit und Leistung optimiert waren. Jedes unnötige Gewicht war entfernt worden und das Ganze mit einem matten Finish, aufgemaltem Rost und angeschraubten, klapprigen Blechstücken verschleiert. Diese Mühle hatte ihn noch nie im Stich gelassen und seine Fahrkünste kamen mit jedem Untergrund zurecht, obwohl seine Reifen nicht einmal mit Spikes ausgestattet waren.

Nachdem er am Stadtrand von Liberty kurz gehalten und etwas von seinem Vorschuss in Benzin und Vorräte sowie einen erstaunlich guten Kaffee mit kräftigem Schuss investiert hatte, fuhr er direkt weiter in Richtung China. In Liberty wollte er sich nicht zu lange aufhalten; es gab dort zu viele Leute, die der Meinung waren, mit ihm noch eine Rechnung offen zu haben. Außerdem zweifelte er daran, dass wirklich jeder der Männer des Gouverneurs wusste, dass sie ihn von nun an in Ruhe zu lassen hatten.

Auf seinem Weg über die ehemaligen Asphaltstraßen des Tals, die der Permafrost inzwischen zu Schotterpisten zerfressen hatte, dachte Clayton über die Möglichkeiten nach, die ihm dieser Auftrag bringen würde. Er wusste nicht viel über die Welt, außer, dass die meisten Regionen nach Beginn der Eiszeit komplett unbewohnbar geworden waren, da das dauerhafte Eis dem Leben keine Chance bot. Nur in etwas höheren Lagen war die Temperatur bei knapp unter null Grad stehen geblieben, und das ließ sich aushalten. Die ihm bekannte Welt befand sich in den Tälern einer Gebirgsregion, die einst als Alpen bekannt waren. Heute war es nur noch das Land des Gouverneurs, der mit harter Hand zwar immerhin einen Frieden geschaffen hatte – der jedoch für einzelne Individuen wie aus dem Nichts absolut tödlich sein konnte. Denn der Gouverneur war ein Despot wie er ihm Buche stand: Alles was ihm gefiel, wollte er haben, und jeder,

der ihm dabei im Weg stand, wurde vernichtet. Auf die Dauer hatte Clayton dieses Leben satt, und die letzten Entwicklungen hatten ihm gezeigt, dass auch er immer öfter Fehler machte. Es war also nun noch mehr Zeit als je zuvor, sich zu neuen Gefilden aufzumachen. Gerüchten zu folge gab es jenseits der Berge noch Ländereien mit Plusgraden, lockerer Erde und glitzernden Stränden. »The Sands« nannten diejenigen, die an die Geschichten glaubten, ehrfurchtsvoll dieses Gebiet.

Das Problem war nur, dass sich am Fuß der Berge im Süden zunächst einmal eine riesige Todeszone ausbreitete, in der es absolut nichts gab. Das Gegenargument, dass noch nie jemand aus den Sands zurückgekehrt war, konnte man also nicht gelten lassen – denn wer würde, wenn er schon im Paradies angekommen war, die Strapazen der Todeszone ein zweites Mal auf sich nehmen? Zumal die Ressourcen, die für eine solche Reise unbekannter Länge nötig waren, beträchtlich wertvoll waren.

Doch vor allem durfte Clayton sich nun erst einmal nicht ablenken lassen. Mit Saberneck war nicht zu spaßen, egal was man über ihn erzählte. Mit langsamem Tempo fuhr Clayton durch inzwischen knöcheltiefen Schnee, die schmale Landstraße – oder was davon übrig war – war kaum noch zu erkennen. Zu seiner Rechten streckte sich nun schon eine Weile ein karger Wald dünner Birken hin, die den kalten Temperaturen gerade so trotzten. Doch nun erblickte er ein Zeichen, dass er auf dem richtigen Weg war: Eine Wolke weißen Dampfes. Die konnte eigentlich nur von den heißen Quellen herrühren, die der Marschall erwähnt hatte.

Als er näher kam, verlangsamte Clayton das Tempo – der kleine See, aus dem an verschiedenen Stellen blubbernde Bläschen aufstiegen, war wirklich malerisch. Diese thermalen Anomalien verteilten einen dünnen Dampf, der fast wie feiner Nebel wirkte, in der gesamten Gegend, und nun hatte Clayton sogar das Gefühl, zu fantasieren: Aus den weißen Wolken am anderen Ende des Ufers schälte sich eine weiße Gestalt. Clayton kniff die Augen zusammen und stellte erfreut fest, dass er sich diese Person nicht einbildete, sondern dass er wirklich zur rechten Zeit am rechten Ort war. Denn unter der weißen Kapuze, die

nach hinten geschoben wurde, kam ein Schopf langer, schwarzer Haare zum Vorschein! Es steckte eine gut gebräunte Frau unter dieser hellen Kluft, und als ob Claytons spontane Gebete erhört worden waren, ließ sie auf einmal komplett ihre Hüllen fallen und stieg in das blubbernde Wasser, ganz so, wie sie geschaffen worden war. Und das war wirklich sehr wohlproportioniert, das konnte Clayton sogar von seiner entfernten Position aus erkennen. Das musste er sich auf jeden Fall näher anschauen, und so ließ er die Maschine wieder anrollen. Dem Weg folgend verschwand er allerdings zunächst wieder zwischen den Bäumen und etwas dichterem Buschwerk.

Natürlich war sein rustikales Gefährt alles andere als geräuschlos, und das bemerkte auch das Objekt seiner Begierde. Vom Klang des Motors alarmiert huschte sie zu ihrer Kleidung, die sie am Wasserrand postiert hatte, und zog ein rituelles Messer aus einer elfenbeinernen Scheide. Als sie durch die dörren Halme der am Ufer wachsenden Pflanzen Claytons Silhouette erkannte, ließ sie das Messer jedoch unter der Wasseroberfläche verschwinden und paddelte elegant zurück an ihre ursprüngliche Position im See. Da tauchte die Maschine des Fremden auch schon an der kleinen Lichtung auf, an der sie sich entkleidet hatte.

»Wohnt Matthew Saberneck hier irgendwo?«, rief der Mann über den blubbernden Leerlauf seines Gefährts. »Wer will das wissen?«, kam prompt die kecke Gegenfrage. Die Frau war vorsichtig, doch sah sie ihren Eindruck bestätigt, dass der Fremde keiner der Männer des Gouverneurs war. Seine plakativ schwarze Kleidung deutete an, dass er sich für einen Gunfighter hielt, und das konnte Negatives wie auch Positives bedeuten. »Ich heiße Clayton Young«, rief er, »ich bin ein alter Freund von Saberneck.«

Die Frau überlegte kurz, sah dann allerdings kein Problem darin, mit einer Information weiterzuhelfen. So würde sie am schnellsten ihre Ruhe wiederhaben. »Einfach weiter die Straße runter!«, rief sie knapp. Clayton fasste sich erfreut an die Hutkrempe und nickte leicht – ein Gruß, wie er sich für eine Dame gehörte. Nur, dass er diese Geste zweckentfremdete, denn bei

seinem Nicken rutschte sein Blick doch um einiges tiefer und blieb über Gebühr an der Wasseroberfläche hängen. Zwar war dieser kleine See alles andere als kristallklar, doch trotzdem gab es einiges zu sehen, und das gefiel ihm.

Nun schien die Fremde seine Anzüglichkeit aber zu bemerken und er riss seine Augen los – nicht zuletzt musste er sich daran erinnern, wo ihn seine Geilheit das letzte Mal hingebracht hatte. Aber gut, ein unverbindlicher Blick musste erlaubt sein, beruhigte er sich, als er weiterfuhr.

Von einer Anhöhe, die er schon bald erreichte, erhielt er Einblick in ein kleines Tal, in dem sich ein von einer hüfthohen Mauer umgebenes Farmhaus befand. Die Ranch wurde zusätzlich von einigen Weidegattern sowie einer großen Scheune mit eingeschlossenen Stallungen gebildet. Heu rieselte vom Obergeschoss dieses größten Gebäudes herunter, es wurde also gearbeitet. Clayton folgte dem Weg nach unten und fuhr dort angekommen weiter auf die Scheune zu – doch plötzlich ließ ein krachender Schuss Eis und Dreck vor ihm aufspritzen. Der Donner der mächtigen Waffe hallte noch ein paarmal durch das enge Tal. Mit zusammengekniffenen Augen sah Clayton nun in der offenen oberen Etage, die wohl als Heuboden diente, eine Gestalt, die ein Gewehr hielt.

»Sind sie Matthew Saberneck?«, rief Clayton dem Unbekannten zu. »Komm näher!«, war die lapidare Antwort. Clayton ließ die Kupplung schleifen und näherte sich so langsam es ging dem Gebäude. Ungewöhnlich, dass ein Gewehrschuss auf diese Distanz so treffsicher gesetzt wurde. Es sei denn, der Mann hatte gar nicht auf den Boden vor ihm gezielt ... sondern vielleicht eher auf seinen Kopf? Doch nun trat der Fremde ins Licht, und Clayton sah sofort, dass es Saberneck sein musste. Schon allein seine Körperhaltung und die merkwürdig, tänzerisch-schleppenden Bewegungen verrieten, dass er ein Anhänger des Gun-Do war, einer ebenso eleganten wie tödlichen Spielart der Schießkunst. Ebenso erkannte Clayton nun die silberne Mähne und den graumelierten Vollbart des Alten. Über die traditionelle, schwarze Kleidung des Gunfighters hatte er einen mit Pelzteilen besetzten, graubraunen Mantel gestreift.

Nun war Clayton theoretisch in Schussweite seiner Pistole, doch natürlich wusste das auch Saberneck, der nun an der Treppe zum Obergeschoss der Scheune auftauchte. »Das reicht! Hände hoch, Mister Young!«, brüllte er. Verdammt, wie konnte das sein? Erwartete der Kerl ihn etwa schon? Das machte die Lage wirklich gefährlich. Und es wurde noch schlimmer.

»Jetzt runter vom Motorrad«, herrschte Saberneck ihn an, »nimm' die Pistole ab!« Das war ein Satz, der eine Situation zwischen Leben und Tod einläutete. Wenn Saberneck wirklich wusste, was Clayton vorhatte, wäre das Ablegen seiner Waffe das Todesurteil. Denn im Moment hatte er wenigstens die kleine Chance, blitzschnell zu ziehen und zu hoffen, dass Sabernecks erster Schuss daneben gehen oder zumindest nicht tödlich sein würde. Er musste Zeit gewinnen.

»Ich nehme meine Waffe für niemanden ab«, weigerte er sich. Saberneck kam langsam die Treppe hinunter. Was war das für eine gottverdammte Flinte in seiner Hand? Clayton war sich nicht zu hundert Prozent sicher, da der mattschwarze Lack die Form der Waffe etwas verschwimmen ließ, doch er vermutete, dass es die Scharfschützenversion des G3 war, eine der letzten Langwaffen, die in der alten Welt hergestellt worden war. In diesem Fall war Clayton auf diese Entfernung definitiv so gut wie tot, und das war auch seinem Gegenüber klar. »Ich nehme dir entweder die Waffe ab, oder deinen Kopf!«, höhnte Saberneck.

Nun gab es also nur noch eine Möglichkeit: Clayton musste ihn umlegen, bevor er auch nur den Abzug betätigen konnte. Schwierig, aber machbar. Doch als Clayton ganz langsam seine rechte Hand dem Holster näherte, brüllte Saberneck ihn wieder an: »Andere Hand!« Der alte Fuchs war wirklich auf Zack. Clayton hatte keine Chance, als zu tun, wie ihm geheißen, löste die Verschlüsse und legte den gesamten Holster inklusive seiner Pistole auf dem Motorrad ab. Jetzt war er praktisch wehrlos, doch zumindest erkannte er in Sabernecks zerfurchtem Gesicht so etwas wie Neugier ... es bestand also noch Hoffnung, dass er ihn nicht sofort kalt machen würde. Und selbst wenn; von einem Gunfighter umgelegt zu werden war für Clayton auf jeden Fall deutlich akzeptabler, als den Schergen des Gouver-

neurs zum Opfer zu fallen, schon gar nicht diesem Nichtskönnner Sheriff Jack.

»Leg' das Ding ab!«, rief Saberneck, als Clayton die Waffe am Griff hatte. Clayton platzierte seinen Schießprügel auf dem Sitz der Yamaha, und schon hatte Saberneck neue Instruktionen für ihn: »Jetzt komm hier rüber, wo ich dich beobachten kann!«

Als Clayton am Fuß der Treppe stand, begann Saberneck, diese herunterzuschreiten. »Bist ja ganz schön vorsichtig!«, versuchte Clayton es mit Smalltalk, denn er sah in Sabernecks Augen einen gewissen Schalk aufblitzen. »Allerdings«, antwortete der Ältere wortkarg. Seine Haltung war lauernd, er hatte Fragen. Da empfahl es sich, erst einmal mit einer Gegenfrage zu eröffnen: »Woher weißt du, wer ich bin?«, fragte Clayton also ganz ehrlich, das interessierte ihn wirklich brennend. Aber Saberneck wusste, dass zwei dieses Spiel spielen können: »Was willst du hier in der Gegend?«, lautete seine Gegenfrage – und er war der Typ mit der tödlichen Waffe in der Hand. »Bin nur auf der Durchreise. Kann ich die Hände jetzt runternehmen?«, versuchte Clayton naiv spielend das erste, was ihm einfiel. Zu seiner Überraschung raunzte Saberneck ein nickendes »Okay«, also ließ Clayton die Hände sinken und schaute sich ein wenig um, damit er das Gelände besser einschätzen konnte. »Schön hier«, folgerte er, doch auf so einen billigen Wechsel zum Smalltalk fiel Saberneck nicht herein. »Was hast du vor?«, grollte er mit einem argwöhnischen Lächeln. Vielleicht wäre er für ein bisschen Schmeichelei empfänglich? »Um die Wahrheit zu sagen ... ich verzieh' mich hier aus der Gegend. Und ich wollte dem letzten echten Gunfighter persönlich meinen Respekt erweisen.«

Wider Erwarten schien Saberneck das sehr gut zu gefallen; seine Augenbrauen gingen nach oben. »Du meinst, ich bin dann wieder die Nummer Eins?« Da hatte er nicht ganz unrecht, denn außer Clayton und ihm sahen wohl die meisten Gunfighter die Radieschen inzwischen von unten einfrieren – also nickte Clayton zustimmend.

»Na gut... Dann lass' uns darauf mal die Mandeln befeuchten!«, lud Saberneck ihn fordernd ein. Es war ein ungewöhnli-

ches Angebot zum Waffenstillstand, aber es lag immer noch eine knisternde Spannung in der Luft. Vermutlich hatte Saberneck sein Jagdinstinkt noch nicht verlassen und er wollte herausfinden, was vor sich ging. Nebeneinander gehend musterten die Männer sich gegenseitig, versuchten, den Gegner einzuschätzen. Doch im Moment hielt Saberneck alle Trümpfe, sprich Waffen, in der Hand, denn im Vorbeigehen sammelte er Claytons Holster vom Sattel des Motorrades.

»Normalerweise töte ich jeden, der mir meine Knarre wegnimmt«, kommentierte Clayton die Lage, als sie sich dem Eingang des Farmhauses näherten. »Ich weiß«, lachte Saberneck zustimmend.

Kapitel 3

The Lion's Den



Die Höhle des Löwen

Wenig später saßen die beiden Männer am Tisch in Saberneck's rustikal eingerichtetem Domizil. Die Flasche Feuerwasser auf dem Tisch hatten sie bereits fast geleert und so drehte sich ihr Gespräch um nostalgische Themen.

»Mein größter Fehler war eigentlich, dass Charles Renardo damals als erster gezogen hat«, fasste Saberneck einen der bekanntesten Fehlschläge seiner Karriere gerade zusammen. »Ich weiß nicht mal mehr, worüber wir uns gestritten hatten...«

Seine Worte drifteten ab, als er bemerkte, dass sein Glas leer war und auch die Flasche nicht mehr viel hergab. Also stand er auf und ging zur nahe gelegenen Kommode, wo er sich am Verschluss des Nachschubs zu schaffen machte. Clayton nutzte die lockere Stimmung, um etwas mehr über die Lebensumstände seines Gastgebers herauszufinden.

»Sag mal ... woher kommt eigentlich dein plötzliches Interesse für das Landleben?«, fragte er leicht provozierend.

»Landleben? Ich?«, lachte Saberneck überrascht auf. Offensichtlich war es ihm ein wenig unangenehm, als Bauer hingestellt zu werden. »Also, eigentlich interessiert mich das gar nicht, es ist mehr wegen ...«

Während er noch nach Worten suchte, öffnete sich leise die Vordertür und hallende Schritte auf den Holzdielen deuteten Clayton an, dass eine Frau mit kurzen Absätzen sich näherte – und er war mehr als überrascht, als er feststellte, dass es sich dabei um die Frau aus der heißen Quelle handelte! Während sich auf Claytons Gesicht ein gewisser Ärger über sich selbst abzeichnete – schon wieder hatte er seine natürliche Kombinationsgabe verloren, sobald eine heiße Lady ins Spiel kam – zog Saberneck die Dame an seine Seite.

»Hi! Ich hab' gerade an dich gedacht«, begrüßte er sie, und stellte sie gleich darauf Clayton vor: »Das ist Naina, meine Frau!«

Gut, das war Clayton inzwischen nun auch klar geworden, aber dass sie sogar verheiratet waren ... er hoffte, dass die Tante wenigstens nur ein hübsches Püppchen war, und nicht auch noch so intelligent, dass sie ihn jetzt in die Bredouille bringen würde.

»Das ist Clayton Young, er bleibt zum Abendbrot«, schloss Saberneck die Vorstellung ab. »Ein alter Freund von dir...?«, stellte Naina fragend in den Raum, und wenn Clayton es sich nicht mit viel Mühe abtrainiert hätte, wäre er in diesem wahrscheinlich rot geworden.

»Nein, eigentlich haben wir uns gerade erst kennen gelernt«, stellte Saberneck richtig.

Viel schlimmer, als beim Lügen erwischt zu werden, war für Clayton damit die Tatsache, dass er abhängig von ihrer Reaktion in wenigen Sekunden tot sein würde. Er legte sein unschuldigstes Gesicht auf und schaute Naina verlegen an. Sie ließ sich einen Moment Zeit, um die Situation einzuschätzen – ein Moment, der sich für Clayton ewig hinzuziehen schien. Irgendwann musste Saberneck doch misstrauisch werden. Schließlich fing Naina an, zu sprechen: »Ach so. Schön, dich kennen zu lernen«, sagte sie nur ganz einfach und warf Clayton einen fordernden Blick zu, doch Saberneck schien von diesem nonverbalen Austausch nichts mitzubekommen. Als Naina hinter einer Trennwand verschwand, kehrte er zum eigentlichen Thema zurück.

»Weißt du, eigentlich ist das alles ihretwegen«, setzte er an, als er mit der Flasche an den Tisch zurückkehrte. »Ich habe inzwischen mein ganzes Leben umgekrempelt. Sie ist aber immer noch nicht zufrieden«, fuhr er fort, während er die Gläser wieder füllte. »Sie redet immerzu von ihrer Familie im fernen Osten. Aber für mich ist das nichts, ich will hier bleiben.«

Clayton nickte verständig. »Wie sieht's bei Dir aus?« hakte Saberneck nach und trotz seines lockeren Konversationsons klingelten bei Clayton die Alarmglocken. Er musste bei seiner Story bleiben, die er gewohnheitsgemäß möglichst nahe an der Wahrheit aufgebaut hatte. »Ich habe mir überlegt, dass ich die südlichen Strände ansteuern werde«, sagte er entsprechend überzeugt. »Ach, du steigst ein in die Suche nach dem Paradies! Viel Glück damit«, lachte Saberneck auf. Anscheinend hielt er nicht allzu viel von dieser mutmaßlichen Legende, doch bevor Clayton sich rechtfertigen musste, steckte Naina den Kopf hinter einer Trennwand hervor. »Matt?«, setzte sie an, »Wenn der Herr zum Essen bleibt, willst du vielleicht einen Hasen schlachten?«

»Ja, klar«, murmelte Saberneck mit der Demut eines Mannes, der sich erst von seiner Frau an die Sitten eines guten Gastgebers erinnern lassen musste. »Willst du dich solange frisch machen?«, bot er Clayton zusätzlich an. »Gerne«, nickte der staubige Gunfighter.

Wenig später stand Clayton draußen an einem Trog mit einer antiken Handpumpe aus Metall. Mit Glück oder vielleicht auch dem Talent eines Spurenlesers hatte Saberneck es offenbar geschafft, den Zulauf der heißen Quellen anzuzapfen, so dass er seine Tiere hier draußen tränken konnte, ohne sich mit einfrierenden Rohren herumzuschlagen. Nicht, dass Clayton die Kälte etwas ausmachen würde. Um das zu unterstreichen, zog er sich gleich an Ort und Stelle aus. Er wusste, dass Naina ihn durch die dünnen Vorhänge beobachtete – beim Hinausgehen hatte er ihr noch einen vielsagenden Blick zugeworfen, den sie mit dem typischen Feuer in den Augen quittiert hatte, den Clayton schon bei sehr vielen Frauen gesehen hatte. Allerdings auch bei einigen Männern. Und dieser letzte Teil erinnerte ihn daran, dass er vorsichtig sein musste. Doch was konnte es schon schaden, ein bisschen Show abziehen? Mit großen Gesten ließ er das weniger als lauwarme Wasser auf seinen durchtrainierten Oberkörper spritzen, der mit definierten Muskeln und vielen Narben beeindruckte. Aufgrund der Kälte der Umgebung stieg direkt ein wenig Dampf auf, so als wäre Clayton der heißeste Typ auf der Erde, und dass sich seine Haut als Reaktion noch ein Stück weit zusammenzog, verlieh dem Erscheinungsbild seiner Muskulatur den letzten Schliff.

Trotz allem verlor Naina nach kurzer Zeit das Interesse und verschwand in den Schatten des Hauses. Vielleicht musste sie sich aber auch nur um das Essen kümmern, denn die Sonne näherte sich bereits deutlich dem Horizont. Also beendete Clayton seine Wäsche, und wenig später saßen die Drei am Tisch.

Beim Abendessen wurde kein Wort gesprochen. Entweder war es eines dieser schrägen Rituale, die Ehepaare manchmal haben, oder Saberneck hatte doch Lunte gerochen. Oder vielleicht war ihm als Profi, der mit sechs oder mehr Sinnen ausgestattet war, gleich aufgefallen, dass Clayton hier den Gigolo gab.

Doch davon ließ sich der junge Cowboy nicht einschüchtern, ausdauernd stopfte er das zähe Fleisch in sich hinein und lieferte sich dabei mit Saberneck ein paar Runden des Spiels »Wer zuerst blinzelt«.

Im Anschluss fand Saberneck seine Sprache wieder und lud Clayton zu einem kleinen Abendspaziergang ein. Der Vollmond schien, so dass man draußen eine sehr gute Sicht hatte. Es war hell genug, um einen Mann innerhalb von Sekunden gezielt in Stücke zu schießen. Clayton merkte, dass Saberneck ihn immer noch beobachtete, auch wenn er ihn nicht direkt anschaute. Das war eines der Talente, die man in diesem Beruf entwickeln musste, um zu überleben.

»Schön ruhig habt ihr's hier«, versuchte Clayton einen erneuten Anlauf des Smalltalks. »Ja, ich hatte genug Aufregung für ein ganzes Leben«, sagte Saberneck nostalgisch. »Nur einen Kampf hab ich noch vor mir«, schloss er mit großem Ernst. »Mit wem denn?«, fragte Clayton unschuldig.

»Der Gouverneur ist der Meinung, dass ich ihn beklaut habe«, ließ Saberneck die Bombe platzen. Er war der Sache also auf der Spur, doch Clayton ließ sich nichts anmerken. »Höre ich zum ersten Mal, dass dir jemand Diebstahl vorwirft«, behauptete er. Sie gingen ein paar Schritte weiter auf die Hintertür des Hauses zu, doch Saberneck blieb stumm. »Worum geht's denn wirklich bei der Sache?«, hakte Clayton nach, doch in diesem Moment erschien Naina im Türrahmen – Sie trug nur ein weißes Negligé der alten Welt, einen wahren Schatz, der in dieser Situation sogar unbezahlbar wurde, denn indem das Licht des offenen Kaminfeuers von hinten durch den hauchdünnen Stoff drang, zeichnete sich auch die feinste Kontur deutlich sichtbar ab. Während Saberneck das Gesicht entgleiste, fragte sie ganz unschuldig »Kommst du ins Bett, Matthew?«

»Ins Haus mit dir, Weib«, polterte der Alte los, »hast du gar kein Schamgefühl?« Während Naina zögerlich schmollend hinter dem Türrahmen verschwand und Saberneck ihr böse hinterher starrte, schaffte es Clayton nicht, ein dickes Grinsen zu unterdrücken. Er hatte also mal wieder ins Schwarze getroffen und eine noch heißere Antwort auf seine eigene Körperschau

geliefert bekommen. Bis Saberneck sich ihm wieder zuwandte, hatte er es zum Glück geschafft, seine Gesichtsmuskulatur halbwegs unter Kontrolle zu bekommen, sicherheitshalber täuschte er ein Husten vor, um seinen Mund mit der Hand abdecken zu können.

»Sie ist es gewohnt, hier draußen ganz alleine mit mir zu sein«, stammelte Saberneck entschuldigend. Dann wechselte er das Thema: »Tut mir leid, dass ich dir nur die Scheune als Nachtlager anbieten kann.«

»Die Scheune ist besser als das, was ich die letzten Tage hatte«, antwortete Clayton wahrheitsgemäß mit dem Gedanken an den Todestrakt der Bergfestung.

»Dann ist ja gut«, sagte Saberneck schnell – er war froh, das peinliche Thema seiner exhibitionistischen Ehefrau beiseite geschafft zu haben. »War echt ein schöner Abend, dank deiner Gesellschaft«, fuhr er fort.

Die beiden wünschten sich noch eine gute Nacht, dann verzog sich Clayton in sein Quartier, das gute fünfzig Meter von dem Farmhaus entfernt lag.

Als Saberneck sein Schlafzimmer betrat, wo er begann, sich auszuziehen, lag Naina schon im Bett. »Wer ist Mister Young?«, fragte sie künstlich naiv.

»Er ist ein Gunfighter, ein Meisterschütze... Wahrscheinlich der Beste, den es gibt«, knurrte Saberneck, während er sich seiner schweren Stiefel entledigte.

»Sogar besser als du?«, rief Naina alarmiert. »Er ist hier, um mich zu töten, Naina«, erklärte Saberneck mit ernster Miene und setzte sich auf die Bettkante. »Vom Gouverneur geschickt«, schloss er seine Erklärung.

»Warum lässt du ihn dann hier übernachten?«, fragte Naina vorwurfsvoll.

»Weil ... wenn er sich entschieden hat, bringt es nichts, sich zu verstecken«, sagte der Alte resigniert. Doch dann hellte sich seine Stimmung auf: »Morgen nehm' ich ihn mit in den Wald, dann finden wir's heraus«, verriet er seinen Plan.

Naina ließ diese Information sacken, wobei sie keinen Hehl daraus machte, dass sie wenig begeistert war. Insgeheim war sie jedoch zufrieden mit sich, denn als echte Überlebenskünstlerin waren ihre Vorarbeiten bereits auf fruchtbaren Boden gefallen.

* * *

Clayton für seinen Teil hatte ebenfalls nicht vor, irgendetwas dem Zufall zu überlassen. Aus dem Geheimfach seiner Satteltasche zog er eine Walther PPK hervor. Diese Miniaturpistole war in keinem guten Zustand, doch sie schoss geradeaus und ließ sich prima verstecken. Routinemäßig prüfte Clayton, ob alle Teile gangbar waren und lud schon mal eine Kugel in den Lauf – er wusste nicht, wie viel Zeit er haben würde, wenn es soweit war. Dann ließ er sich auf den Strohhallen nieder, sagte Pferd und Hasen gute Nacht und zog sich die Hutkrempe bis zur Nasenspitze herunter. So konnte niemand wissen, ob seine Augen offen oder geschlossen waren.

* * *

Als die ersten Sonnenstrahlen in die Scheune fielen und Staubkörner in ihnen wilde Tänze vollführten, öffnete sich knarzend das Scheunentor einen Spalt. Sofort war Claytons volle Aufmerksamkeit da und er beobachtete den hereinkommenden Saberneck wie ein Raubtier seine Beute.

»Morgen! Gut geschlafen?«, fragte der Alte in väterlichem Ton. »Wie ein Stein«, versicherte Clayton. Als Saberneck sich abwandte, ging Claytons Griff vielleicht eine Spur zu schnell zu seiner Satteltasche. Wie der Blitz wirbelte Saberneck herum, zog seine Pistole und legte sofort auf Clayton an – mit Sicherheit ein Schuss, der direkt ins Herz gehen würde, stellte Clayton beeindruckt fest. Trotzdem war er der Gewinner dieses Duells, triumphierend wedelte er mit der alten Zahnbürste, die er hervorgeholt hatte. So hatte er unauffällig Sabernecks Fähigkeiten überprüfen können. »Sorry, ich werd' wohl im Alter ein wenig

schreckhaft«, entschuldigte sich sein Gegenüber, als er die Waffe wieder im Holster verschwinden ließ.

»Du bist noch ganz schön schnell«, teilte Clayton freimütig das Ergebnis seines Experiments mit.

»Ach, ich war nie besonders gut mit der Pistole«, wiegelte Saberneck ab. Dabei war er mit allen Wassern gewaschen und genau wie Clayton beherrschte er offensichtlich die Technik, selbst ein Gespräch als Waffe zu benutzen. »Komm rüber, ich mache Frühstück«, sagte er jovial.

»Ich mach' mich kurz frisch, dann bin ich dabei«, stimmte Clayton zu, bevor er sich wieder seiner Zahnbürste zuwandte.